

Marc Raabe

HEIMWEH

Psychothriller

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de



Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Juni 2015
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2015
Umschlaggestaltung: Büro für Gestaltung – Cornelia Niere, München
Titelabbildung: Artwork Cornelia Niere
unter Verwendung eines Bildes von Mika Shysh/shutterstock
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Kepler Std.
Papier: Pamo Super von Arctic Paper Mochenwangen GmbH
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28690-7

Für meine Raaben

Ich ist ein anderer.

Arthur Rimbaud

Prolog

September 1981

Noch war reichlich Luft zum Atmen da.

»Der schwarze Jaguar« lag aufgeschlagen neben seinem Bett, darüber ein abgegriffenes Batman-Heft. Was man mit dreizehn eben so las. Das Licht war längst aus. Im Schlaf hob und senkte sich die Bettdecke wie eine sanfte Dünung.

Die Luft zum Atmen blieb ihm von einer Sekunde auf die andere weg.

Im letzten Augenblick, bevor er wach wurde, träumte er zu ertrinken. Es war ein Traum, den er oft hatte.

Als kleines Kind war er in der Dämmerung am Rand des nahen Sees in das noch dünne Eis eingebrochen. Puderweißer Neuschnee hatte alles bedeckt, unschuldig und trügerisch. Die Berge standen scharf und klar vor einem leergefegten Himmel. Das Eis brach plötzlich. Schwarzes Wasser umschloss ihn wie eine Faust, schlug über seinem Kopf zusammen. Seine dicke Jacke sog sich voll und wurde schwer wie eine Weste aus Blei. Starr vor Schock war er dem nahen finsternen Grund entgegen-gesunken.

Gerettet hatte ihn damals seine Mutter, buchstäblich in letzter Sekunde, doch in manchen Träumen wurde aus ihrer Hand eine kräftige Männerhand, mit einer sichelförmigen Narbe auf dem Handrücken, die ihn packte wie ein kleines Kätzchen.

Seitdem mied er Wasser, sofern es tiefer war als bis zur Hüfte.

Aber hier in seinem Zimmer war kein Wasser.

Er lag in seinem Bett.

Jemand drückte ihm ein Kissen ins Gesicht.

Verzweifelt rang er um Luft, bekam jedoch nur den Baumwollstoff in den Mund. Der Holm einer Feder bohrte sich durch die Kissenfüllung und stach ihm in die Lippe, seine Nase wurde eingedrückt, und sein Körper schrie nach Sauerstoff. In heller Panik versuchte er, sich unter dem Kissen herauszuwinden, ruderte wild mit den Armen und spürte, wie sich jemand rittlings mit seinem ganzen Gewicht auf ihn setzte. Seine Lungen schienen zu platzen, er ballte die Fäuste und schlug um sich.

Jäh ließ der Druck nach.

Er riss sich das Kissen vom Gesicht. Schnappte nach Luft, dass die Lungen brannten. Im fahlen Mondlicht erkannte er kaum mehr als einen Schattenriss vor der kalt schimmernden Tapete: Eine Gestalt mit einem insektenartigen, unförmigen Kopf, die auf ihm saß und sich krümmte. Vor Schreck vergaß er für einen Moment, sich zu wehren. Die Gestalt richtete sich auf, atmete zischend. Ein Schatten wie aus Batmans Gotham City. Ihr Kopf war seltsam glatt und anstelle von Augen starrten ihn zwei faustgroße runde Glasscheiben an, in denen sich sein eigenes bleiches Gesicht spiegelte. Da wo Mund und Nase hätten sein müssen, ragte ein schwarzes Oval heraus.

Er wollte schreien, doch die Gestalt kam ihm zuvor. Von links hieb ihm eine Faust gegen die Schläfe. Helle Sterne flirren, dann kam ein zweiter Schlag. Sein Bewusstsein verlosch mit einem Funken, als wäre eine Sicherung herausgesprungen.

Eine Weile war nichts.

Schwarzfilm.

Er wachte auf, weil der Boden bebte. Nein, zitterte. Er lag gekrümmt wie ein Embryo. Sein Kopf dröhnte und seine Rippen schmerzten. Hin und wieder gab es ein, zwei harte Erschütterungen. Er versuchte, Hände und Füße zu bewegen, aber ohne Erfolg, sie waren gefesselt. Über ihm war eine Plane gespannt, und wenn er versuchte, sich zu strecken, stieß er gegen Begren-

zungen. Er jetzt merkte er, dass er fror; er war nackt bis auf die Unterhose. Fahrtwind zog durch die Ritzen, und es roch nach Auspuffgasen – dem Motorgeräusch nach von einem Mofa, hoch und sirrend wie eine Kreissäge.

Er kniff die Augen zu, flüchtete sich kurz in die Phantasie, das alles sei nur ein Alptraum.

Eben noch hatte er doch friedlich in seinem Bett geschlafen!

»Wach auf, bitte wach auf«, flehte er leise.

Seine eigene Stimme holte ihn zurück in die Realität.

Es war kein Traum.

Es gab kein Aufwachen.

Seine Kehle wurde eng. Er atmete gegen die Furcht an. Er war dreizehn! Da ergab man sich nicht einfach. Damals, unter dem Eis, da hatte er aufgegeben, ja.

Aber das würde ihm nie wieder passieren.

Obwohl seine Handgelenke vor dem Bauch verschnürt waren, tastete er, so gut es ging, an den Planken um sich entlang. Offenbar lag er in einem niedrigen Anhänger. Die Plane über ihm war straff, vermutlich hatte sie Ösen und war außen mit einem Seil festgezurr. Aus der Planke vor ihm ragte ein Haken, vielleicht um Ladung anzugurten.

Er sah nach dem Knoten zwischen seinen Handgelenken, konnte aber in der Dunkelheit kaum etwas erkennen. Doch wenn er die Hände gegeneinander verdrehte, spürte er den Knubbel, dick und wulstig, wie mehrere Knoten übereinander. Früher, erinnerte er sich, hatte er seine Schuhe mit einem Doppelknoten geschnürt und, wenn er ihn am Abend nicht mehr aufbekam, den Knoten mit einer Gabel aufgestochen.

Er hob die Hände zum Haken und drückte den Knoten in das spitze Ende. Vorsichtig rüttelte er mit den Händen, löste den Knoten wieder vom Haken und drückte ihn erneut hinein. Er begann zu schwitzen, trotz der Zugluft bedeckte ein feuchter Film seine Haut. Der Knoten lockerte sich mehr und mehr.

Plötzlich begann der Anhänger zu holpern, wie auf einem

Feldweg mit Buckeln und Schlaglöchern. Die Ladefläche stieß hart gegen seinen Körper. Aus dem Sirren der Kreissäge wurde ein dunkleres Knattern, das schließlich ganz verstummte.

Ein Ständer klappte herunter.

Es roch nach feuchter Erde, Harz und Tannen.

Das Seil schnurrte aus den Ösen der Plane, dann wurde die Abdeckung beiseitegeworfen. Bäume zeichneten sich vor einem zerrissenen Himmel ab. Der Insektenkopf beugte sich über ihn.

»Raus da.« Die Stimme klang seltsam hohl und blechern. Und sie war jung, ein Teenager wie er. Ein Junge.

»Ich kann nicht«, antwortete er und deutete mit dem Kinn auf seine zusammengebundenen Füße.

Wortlos löste der Junge die Fußfesseln, band jedoch seine Beine so, dass er zwar laufen können würde, aber nur mit kleinen Schritten. Dann trat er zurück und sah ihm dabei zu, wie er sich aus dem Anhänger quälte und dabei stürzt. Keuchend richtete er sich auf.

Der Mond trat für einen Augenblick zwischen den Wolkenfetzen hervor. Unvollständig, aber scharf geschnitten. Der Junge hielt ein Messer in der Faust, die Klinge schimmerte im Mondlicht.

»Da lang«, sagte der Junge.

»Was ... was hast du mit mir vor?«

»Sie!«

»Was?«

»Du musst ›Sie‹ sagen.«

Er schluckte. »Was haben Sie mit mir vor?«

»Halt den Mund und geh.«

Er stieß ihn vor sich her. Laub raschelte unter seinen nackten Füßen; Steinchen und harte Zweige stachen in seine Sohlen. Der Atem des Jungen zischte leise durch die Maske. Es gab keinen Weg, nur einen kurzen Zickzackkurs zwischen den Bäumen. In der Ferne meinte er, einen Wasserfall rauschen zu

hören. Er verdrehte die Hände, kehrte die Fingerspitzen nach innen und zerrte an dem Knoten. Nur noch ein kleines Stück, dann würde sich das Seil lösen. Sein Herz schlug wild. Wenn nur das Messer nicht gewesen wäre!

Dann sah er die Grube. Sie war plötzlich direkt vor ihm, ein gähnendes schwarzes Loch im Waldboden, rechteckig wie ein Grab.

Er blieb wie angewurzelt stehen.

»Rein da«, sagte der Junge.

»Sie wollen mich umbringen.«

»Für mich bist du schon lange tot.«

»Wie meinst ... wie meinen Sie das?«

Der Junge hinter ihm schwieg.

Verzweifelt ruckte er mit den Armen. Die Fesseln schnitten ihm ins Fleisch, und der Knoten zog sich wieder zu. Das konnte doch nicht wahr sein! Aber saß das Seil nicht trotzdem lockerer? »Bitte ... lassen Sie mich gehen«, flüsterte er.

»Nein«, sagte der Junge schroff.

Für einen letzten Versuch machte er seine rechte Hand ganz dünn, zerrte sie mit Gewalt durch die Schlinge. Es brannte wie Feuer, als ihm das Seil die Haut abrieb. Dann war seine Hand plötzlich frei. Er wirbelte herum, mit geballter Faust, und traf den anderen in den Bauch. Keuchend taumelte der Junge rückwärts, das Messer fiel zu Boden. Hastig bückte er sich, hob es auf. Der Griff war heiß von der Hand des anderen. Oder war das seine eigene Hand, die so brannte?

»Bleib wo du bist«, zischte er.

Der Junge stand gebückt am Stamm des nächsten Baumes, keine drei Schritte entfernt, die Insektenaugen lauern auf ihn gerichtet.

Er bückte sich, schnitt mit zitternden Fingern das Seil zwischen seinen Füßen durch.

In diesem Moment stürzte sich der Junge auf ihn. Sie gingen beide zu Boden und rangen um das Messer. Der Mond be-

leuchtete ihre Hände – und plötzlich erstarrte er. Diese Hände, die kannte er! Das waren doch –

Im nächsten Augenblick entwand ihm der Junge das Messer. Instinktiv drehte er sich weg, wollte aufspringen, davonlaufen, da traf ihn ein heißer, überwältigender Schmerz im Rücken. Er schrie. Alle Kraft wich aus seinem Körper. Bäuchlings fiel er auf die Erde, direkt neben der Grube. Er spürte einen Stiefel an seinem Becken, wurde beiseitegeschoben wie ein nutzloser Sack. Wehrlos rollte er über die Kante der Grube und fiel hinunter. Sein Kopf schlug hart auf einen Stein. Regungslos blieb er liegen.

Eine Weile war es still. Es kam ihm vor, als wäre er taub, eingesperrt, getrennt von seinem Körper, in dem der Schmerz wütete. Die Bäume über ihm waren Wolken aus schwarzen Blättern. Eine Stimme schien vom Himmel direkt in seinen Kopf zu flüstern.

»Ma?«, wisperte er.

Doch sie gab keine Antwort.

»Maaa!«

Verschwommen sah er die Gestalt am Rand der Grube auftauchen. Ein riesiges schwarzes Insekt mit einer Schaufel in der Hand. Schon prasselte die erste Schippe Erde auf sein Gesicht, begrub den Himmel und das letzte Stück Hoffnung.

32 Jahre später

Kapitel 1

Berlin – Samstag, 5. Januar 2013, 03:18 Uhr

Jesse fuhr aus dem Traum empor und saß kerzengerade in seinem Bett.

Dunkelheit umgab ihn. Er schwitzte.

Es dauerte einen Moment, bis er begriff, dass er kein Junge mehr war, sondern fünfundvierzig Jahre alt. Noch immer meinte er die Erde zu schmecken. Gott, es war wieder so verdammt nah, so real gewesen. Die alte Narbe auf seinem Rücken juckte, als hätte jemand daran gekratzt. Nur der Schrei, den er gehört hatte, passte nicht in seinen Traum. Es war der Schrei eines Mädchens gewesen.

Mit einem unguten Gefühl warf er die Decke beiseite, stellte die Füße auf den Boden und stand auf.

Kaltes Laminat. Frische Luft an seiner feuchten Stirn. Der Boden war trocken, fest und hell. Immer und immer wieder hatte er diesen Traum. Er begann damit, dass der Insektenmann Erde auf ihn schaufelte, und er endete, kurz bevor er in seinem Grab erstickte. Mehr nicht. Es gab kein Wo und Wann, nichts davor und nichts danach. Nur eine Variante, einen Traum, in dem er in einem eisigen See ertrank.

Der Schrei des Mädchens ließ ihm keine Ruhe.

Er drückte die Klinke seiner Schlafzimmertür herunter, eilte durch den Flur, vorbei an den letzten Umzugskartons, die er immer noch nicht ausgepackt hatte, und stolperte über seine Arzttasche, die stets gepackt bei der Garderobe stand. Fluchend schob er sie mit dem Fuß beiseite. Auf dem Boden

sah er den farbigen Lichtschein, der durch den Türspalt fiel. Mit drei langen Schritten war er beim Kinderzimmer.

»Isa?«, flüsterte er.

Sie saß kerzengerade aufgerichtet im Bett, den Blick starr geradeaus auf das gegenüberliegende Fenster gerichtet, die blonden Haare wild verstrubbelt.

»Isa!«

»Pssst«, flüsterte sie, ohne sich zu rühren. »Papa, da ist jemand.«

Jesse sah zum Fenster hinüber. »Da drüben?«

»Wo denn sonst«, flüsterte Isabelle, mit so viel Empörung in ihrer Stimme, wie sie nur konnte. Erwachsene waren manchmal schrecklich begriffsstutzig.

Jesse seufzte leise und ging zum Fenster. »Wie sah er denn aus?«

»Er hatte eine dunkle Mähne und wilde Augen.«

»Wilde Augen?«

Isa nickte. »Er hat mich angesehen.«

Jesse öffnete das Fenster. Frische Luft drang ihm entgegen. Er lehnte sich über das Fensterbrett nach draußen und sah die Straße nach links und rechts hinunter. »Kein Monster weit und breit. Magst du herkommen und selbst nachschauen?«

Isa schüttelte den Kopf. Ihre blonden Haare flogen hin und her. »Das war kein Monster.«

Jesse lächelte. »Was war es denn?«

»Weiß nicht. So was Ähnliches wie ein Monster«, flüsterte sie.

Jesse nickte, verschloss sorgfältig das Fenster, ging zu ihr hinüber und setzte sich auf die Bettkante.

Isabelle rutschte etwas beiseite und gab ein Stück des verknitterten Lakens frei. Jesse schmunzelte, hob die Beine ins Bett und legte sich neben seine achtjährige Tochter.

Wortlos rollte Isa sich ein, drückte ihren Kopf in seine

Achselhöhle und atmete seufzend ein und aus, als hätte sie eine Weile nicht Luft holen dürfen. Jesse spürte ihren jagenden Herzschlag unter den dünnen Rippen.

»Papa?«

»Hmm.«

»Nicht gehen, wenn ich einschlafe, ja?«

»Hmm«, brummte Jesse müde. Das warme Bett und die Gegenwart seiner Tochter ließen auch den Nachhall seines eigenen Alptraums verklingen. Seit er denken konnte, jagte ihn dieser Traum vor sich her, und er hasste es, aufzuwachen und sich vergewissern zu müssen, dass er weder ertrank noch unter einer Schicht aus Erde begraben lag. Mitunter, wenn der Traum länger war und anders begann, konnte er sich selbst beobachten, als würde er neben sich stehen und sein Spiegelbild betrachten: einen kleinen Jungen, der am Ufer eines gefrorenen Sees spielte. Manchmal sprachen sie sogar miteinander. Von Jesse zu Jesse.

Was davon eine echte Erinnerung war und was Hirngespinnst, das wusste er nicht. Seit seinem Unfall im Alter von dreizehn Jahren war seine Erinnerung abgeschnitten. In seinem Leben gab es, in Bezug auf den Unfall, ein *Davor* und ein *Danach*. Das *Davor* war in Dunkelheit gehüllt, bis auf die Dinge, die ihm die anderen im Heim erzählt hatten. Nach und nach hatte er sich Teile seines Lebens notdürftig aus Versatzstücken rekonstruiert, soweit es eben möglich war. Sein Vater sei Kapitän gewesen, hatten sie ihm erzählt. Von seiner Mutter dagegen wusste niemand etwas. Und längst nicht alles, was er über sich erzählt bekam, gefiel ihm. Manches beschämte ihn sogar.

Für einen Moment fragte er sich, wer hier eigentlich wen brauchte. Isa ihn – oder er Isa? Ihre Haarspitzen kitzelten an seiner Wange und rochen nach Tannennadeln und feuchter Erde, eben nach allem, was der Tagesausflug hergegeben hatte. Nur gut, dass Sandra jetzt nicht hier war.

Wenn es nach Isas Mutter ging, hatten Kinderhaare nach Shampoo und nicht nach Wald zu riechen. Wald war für Sandra seit ihrer gemeinsamen Jugend im Heim Adlershof ein Synonym für Gefängnis. Städte dagegen bedeuteten für sie Freiheit. Für Jesse war es genau andersherum.

»Hast du eigentlich die Zähne geputzt?«

Isa gab keine Antwort. Sie atmete verdächtig gleichmäßig, so wie sie es immer tat, wenn sie sich schlafend stellte.

»He«, raunte er ihr ins Ohr und kitzelte sie behutsam an der Hüfte. Seine Tochter kicherte und wand sich. »Ich mach ja viel mit, junge Dame, aber das läuft nicht. Ab ins Bad. Zähne putzen.«

»Och Papa! Ich bin soo müde.«

»Klar. Ich auch«, gähnte Jesse.

»Ich kann die Zähne auch morgen putzen.«

»Oder nächste Woche, hm?«

»Da bin ich bei Mama. Da muss ich sowieso immer tausendmal putzen.«

»Dann kommst du ja bei mir mit dreimal ganz gut weg. Also los jetzt!«

Wütend warf Isa die Decke zurück und kletterte über Jesse aus dem Bett, nicht ohne ihm einen kräftigen Knuff zu verpassen. Rasch wich er aus, um die alte Narbe auf seinem Rücken zu schützen, so dass Isa ihn zwischen die Rippen traf. »Au!« Jesse grinste. »Soll ich mitkommen?«

»Nö«, stieß Isa hervor. Trotzig patschten ihre nackten Füße auf dem Boden Richtung Bad. Einen Moment später flog die Badezimmertür krachend zu.

Jesse seufzte schläfrig. Sein Blick glitt über die Wände des Kinderzimmers, des bisher einzigen Zimmers in der Wohnung, das er fertig eingerichtet hatte. Die kleine Lampe mit rotierendem Schirm warf bunte leuchtende Fische auf die Tapete, die langsam durch den Raum schwebten. Er hatte sie Isa vor sechs Monaten geschenkt, kurz nach der Tren-

nung von Sandra, als sie zum ersten Mal bei ihm in seiner neuen Wohnung übernachtet hatte. Einmal hatte Isa ihn mitten in der Nacht geweckt. Die Fische wären tot. Er hatte ihnen wieder Leben eingehaucht, indem er die Glühbirne wechselte.

Jesse fielen die Augen zu.

Als er sie wieder aufschlug, war ihm kühl. Das Bett neben ihm war leer. Die Wohnung still.

»Isa?«

Keine Antwort.

Er schwang die Beine aus dem Bett und fröstelte. Mit raschen Schritten ging er zum Badezimmer. Kein Lichtstreifen unter der Tür. Kein Geräusch.

Als er die Tür öffnete, strich ihm kalte Luft entgegen. Das Bad war dunkel und leer, nur die Hofbeleuchtung warf einen fahlen Lichtschimmer durch das Milchglasfenster. Er strich mit dem Daumen über Isas Zahnbürste. Trocken.

Ein leises Schlagen, wie von Holz auf Holz, ließ ihn herumfahren. Das Fenster klapperte im Rahmen, der Hebelgriff stand quer. Hatte *er* das Fenster offen gelassen? Isa doch wohl kaum, besonders nach der Sache mit dem Monster – oder was auch immer sie zu sehen gemeint hatte.

Jesse versuchte ruhig zu bleiben, zog das Fenster auf und sah hinaus. Die Nacht war klar und wolkenlos, der Hof grau und verlassen. »Isa?«

Stille.

Warum, verdammt, war das Fenster offen? Ein eisernes Band schien seine Brust einzuschnüren. Jesse drehte sich um, eilte in den Flur, riss die Tür zum Wohnzimmer auf, drückte den Lichtschalter und blinzelte.

Keine Isa.

Er versuchte die Panik zu unterdrücken, doch sein Herz hämmerte.

Weiter zur Küche. Tür auf, Licht an.

Er blieb im Türrahmen stehen und stieß die Luft aus. Die Spannung wich mit einem Seufzer aus seinem Körper, und ihm wurde schwindelig vor Erleichterung.

Da war sie.

Auf dem Boden neben dem Tisch, mit dem Rücken an den Heizkörper gelehnt, das Kinn auf die Brust gesunken. Ihre Mundwinkel waren braun verschmiert. Neben Isa auf dem Fußboden stand ein offenes, restentleertes Nutella-Glas, aus dem ein Löffel ragte. Ihr kleiner Brustkorb hob und senkte sich friedlich im Rhythmus ihres Atems.

Jesse setzte sich behutsam ganz dicht neben sie an die warme Heizung. Ihr schmaler Schulterknochen lag spitz an seinem Oberarm. In der Glasscheibe der Küchentür spiegelten sich ihre Gestalten wie miteinander verwachsen. Er selbst mit seinen raspelkurzen blonden Haaren, inzwischen mit leichten Geheimratsecken, braunen Augen, schwarzem T-Shirt und nackten Beinen, und Isa, die Haare ebenso blond wie er, mit dem gleichen charakteristischen Wirbel wie er. Einmal mehr fragte sich Jesse, womit er sie verdient hatte. Dass Sandra ihm vieles nicht verzieh, allem voran seine Abwesenheit, das In-sich-gefangen-Sein, seine Unruhe und seine einsamen Entscheidungen, das war eins. Doch er hatte immer befürchtet, dass es Isa genauso ging. Dass sie Sandras Sicht übernehmen würde. Von all seinen Ängsten, die er mit sich herumschleppte, war das inzwischen seine größte: Vielleicht hatte er sie wirklich nicht verdient.

Jesse seufzte.

So sehr er Großstädte hasste, für Isa wäre er sogar nach New York gezogen. So gesehen war Sandras Entscheidung, nach der Trennung nach Berlin zu gehen, wohl nur die zweitschlimmste Wahl.

Kapitel 2

Garmisch-Partenkirchen –
Samstag, 5. Januar 2013, 16:21 Uhr

Zornig piff der Wind um den Westflügel. Als stemmte er sich gegen die hässlichen Geschichten, die sich hinter diesen Mauern abgespielt haben, dachte Artur Messner. Ja, er hasste dieses Gemäuer. Und ja, er brauchte es. Würde ihn jemand nach seiner Definition von Heimat fragen, er würde mit diesen beiden Sätzen antworten. Aber ihn fragte ja niemand mehr.

Irgendwann würden sie ihn hier raustragen müssen, in seinem samtrotten Ohrensessel. Im Sitzen ruckelte und drehte er das schwere Möbel noch etwas näher ans Gauenfenster und blickte hinaus, nur um ja nicht nach links hinter sich ins dämmrige Zimmer sehen zu müssen. Nicht etwa, weil er die Einrichtung scheußlich fand. Auf seine alten Tage arrangierte man sich. Ein zerschlissener Orientteppich, wellige Tapete, eine improvisierte Küchenzeile aus den Siebzigern und auf dem Kühlschrank ein zu kleiner Fernseher.

Nein, es lag an dem Paket, das auf seinem Esstisch lag. Das Paket wollte er nicht sehen. Am liebsten hätte er es aus dem Fenster geworfen.

Ein Kranz aus Frostblumen rahmte den Blick über die wogenden Baumwipfel bis zum gefrorenen Rissensee. Gedämpfte Rufe schallten in regelmäßigen Abständen herauf und durch die langen Flure des Gebäudes. Charly war bereits zum dritten Mal ausgerissen, und sie suchten immer

noch fieberhaft nach ihr. Früher oder später würden sie die Polizei informieren müssen, und Artur wusste nur zu gut, wie unangenehm das jedes Mal war.

Artur Messner war vierundsiebzig, und er bereute vieles in seinem Leben, unter anderem seine Ehe. Sechs Jahre nach der Hochzeit hatte seine Frau Hannelore beim traditionellen Neujahrsspringen der Vierschanzentournee in Garmisch eine Affäre mit einem kanadischen Skispringer gehabt. Nicht die erste Affäre. Hannelore war nicht zurechtgekommen mit dem, wie sie sagte, ›schwermütigen Leben‹, das Artur ihr bot. Zwei Monate später war sie Hals über Kopf nach Kanada gereist und nicht zurückgekehrt. Ihren gemeinsamen Sohn hatte sie bei Artur gelassen, mit den Worten, Richard sei ohnehin wie er.

Doch nichts schmerzte Artur mehr, als dass er vor sieben Jahren die Internats- und Heimleitung von Adlershof an seinen Sohn Richard übertragen hatte. Wenn nur das verfluchte Rheuma nicht gewesen wäre. Die fast dreißig Jahre mit Schmerzen und hochdosiertem Kortison forderten ihren Tribut; sein Körper war abgeschliffen und mürbe.

Und jetzt lag da dieses Paket.

Gott! Selbst ohne sich umzudrehen hatte er es vor Augen, wie es auf dem Tisch thronte, ihn anstarrte. Seine lieblose Ehe, sein bitteres Ende als Direktor, seine ständigen quälenden Schmerzen, das alles war nichts gegen dieses Paket.

Er schaute stur zum See. Die hinter den Gipfeln des Wettersteingebirges verschwindende Sonne warf einen wachsenden kalten Schatten. Der Schnee färbte sich blau, alles andere schwarz. Artur fragte sich, warum er das Paket nicht einfach wegwarf, oder es vergrub, irgendwo da unten am Hang, so weit ihn seine alten Füße trugen. Doch wie sollte er es vergraben, wenn er noch nicht einmal wagte, es anzufassen? Dieses verdammte Paket machte etwas aus ihm, was er auf keinen Fall sein wollte: ein Feigling.

Es war mittags mit der Post gekommen. Philippa hatte es ihm hochgebracht, mit seinem Essen – sofern man diesen spartanischen Diät-Mist auf dem Teller überhaupt Essen nennen konnte.

Das Paket war in Packpapier gewickelt, glatt, braun und in etwa so groß wie ein halber Schuhkarton. Philippa hatte gelächelt, als sie es ihm auf den Tisch in der Zimmermitte gelegt hatte, auf ihre schmallippige Art, als wollte sie eine Freundlichkeit ausdrücken, die ihr im Laufe ihrer neunund-dreißig Lebensjahre eigentlich abhandengekommen war. Obwohl Artur Philippa nicht besonders mochte, war ihre Einstellung eine der wenigen Entscheidungen seines Sohnes, die er nachvollziehen konnte. Gutes Personal für ein Heim zu finden, war schwierig genug. Gutes Personal, das nicht zerbrach, noch schwieriger.

Als Philippa das Zimmer verließ, hatte er die Wahl: zuerst das Paket oder zuerst das Essen. Wäre es nach der Neugierde gegangen, hätte er sich für das Paket entschieden. Pakete kamen selten für ihn. Dennoch entschied er sich zunächst für das Essen.

Später, beim Öffnen des Pakets, zitterten seine Finger regelrecht. Er schob es auf den Tremor, wollte sich nicht eingestehen, wie aufgeregt er war. Zum einen vor Freude, zum anderen, weil ihn das Paket irgendwie beunruhigte. Schließlich erwartete er ja keine Post und auch keine Geschenke. Bei den ehemaligen Heim- und Internatskindern war er nicht unbedingt gut gelitten. In einem Anflug von Wehmut dachte er an Weihnachten und die Geburtstage seiner Kindheit. Gott, wie lange war es her, dass ihm jemand etwas geschenkt hatte?

Das Papier raschelte, als er es löste. Es stand kein Absender darauf, nur sein Name, Artur Messner, geschrieben in eckigen Druckbuchstaben, und seine Postadresse. Unter dem Papier kam ein Karton zum Vorschein. Als er den

Pappdeckel öffnete, fand er eine weiße Tupperdose darin, unscheinbar und blickdicht. Vielleicht etwas zu essen, dachte Artur.

Mit dem Daumen lupfte er den Deckel und fuhr erschrocken zurück. Was für ein widerwärtiger Gestank! Für einen Moment überlegte er, die Dose einfach in den Müll zu werfen. Doch seine Neugier war stärker.

Also öffnete er den Deckel.

Im Innern lag eine abgetrennte Männerhand, aufgedunsen und blassgrün.

Ihm wurde übel.

Dennoch konnte er den Blick nicht abwenden. Auf dem großen, vom Alter gezeichneten Handrücken war deutlich eine markante sichelförmige Verbrennung zu erkennen. Artur stiegen Tränen in die Augen, er versuchte sie wegzublinzeln, doch die Bilder kamen wie von selbst und kreisten ihn ein. Es mochte ja sein, dass er inzwischen alles Mögliche vergaß, doch was die Vergangenheit betraf, hatte er ein Gedächtnis wie ein Elefant. Die letzte Begegnung mit dem Mann, dem diese Hand gehörte, war keine, an die er sich gerne erinnerte. Er hatte Wilbert eiskalt abgewiesen. Aus Vorsicht, hätte er damals gesagt. Aus Angst, wusste er heute. Wäre Wilbert nur ein Schulkamerad gewesen, hätte er es vielleicht verdrängen können. Aber wenn man nachts zusammen die gesperrte Olympiabobbahn am See hinunterraste und gemeinsam Motorräder stahl, dann war das mehr als Kameradschaft.

Hastig schloss er die Dose.

Wer um Gottes willen tat so etwas? Und warum?

Den Rest des Tages verbrachte er zwischen Erinnern und Grübeln in seinem roten Ohrensessel. Ein Schrillen ließ ihn schließlich hochschrecken. Mit steifen Fingern griff er neben sich und hob den schweren Bakelithörer seines Telefons ans Ohr. Er war froh, das alte Ding noch zu haben.

Die neueren Telefone wogen nichts mehr und hatten viel zu kleine Tasten. »Messner«, meldete er sich.

»Artur Messner?« Die Stimme war männlich und klang dumpf, als ob jemand durch ein Taschentuch sprach. Das Alter des Anrufers war schwer zu schätzen. Vielleicht dreißig. Vielleicht auch fünfzig.

»Ja. Wer ist denn da?«

»Haben Sie das Paket bekommen?«

Arturs Hand begann zu zittern. Er presste den Bakelithörer fester ans Ohr. »Wer sind Sie? Haben *Sie* das Paket geschickt?« Gott! Wie hilflos er klang. Früher einmal Direktor. Jetzt alter Tattergreis! Seine Souveränität zu verlieren war ein schleichender Prozess; sie verloren zu haben eine plötzliche und schmerzhaftes Erkenntnis.

»Also *haben* Sie es bekommen«, stellte der Mann fest. »Und wohl auch geöffnet.«

»Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?«

»Im Moment will ich nur wissen, wo Jesse ist.«

»Jesse?« Und was um Himmels willen sollte dieses *im Moment* heißen? »Was wollen Sie von Jesse?«

»Sagen Sie mir einfach, wo ich ihn finde.« Irgendetwas an der Stimme des Mannes kam Artur entfernt bekannt vor, aber er konnte es nicht greifen. Seine Tonlage war ruhig und stand in einem irritierenden Kontrast zu dem grauisigen Inhalt des Pakets, was die Sache nur noch unwirklicher machte. Der Mann schien es gar nicht für nötig zu halten, ihm zu drohen, und das war ein schlechtes Zeichen, denn so verhielt sich nach Arturs Erfahrung nur jemand, der noch längst nicht am Ende seiner Mittel war. »Ich hab doch keine Ahnung«, meinte Artur. »Ich weiß nicht, wo Jesse ist.« Kruzifix! Früher hatte er wirklich besser gelogen.

»Darf ich das als Einladung verstehen?«

»Ich ... äh, Einladung?«

»Zu einem persönlichen Gespräch. Manchmal spricht es

sich leichter, wenn man sich dabei in die Augen schaut«, er hielt kurz inne, »und sich die Hand gegeben hat.«

Arturs Magen krampfte sich zusammen. *Die Hand gegeben?* Hatte er das wirklich gesagt? Artur hatte nie zu den Menschen gehört, die ihre rechte Hand für einen anderen hergeben würden. Auch nicht für Jesse. Kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs, Artur war noch ein kleiner Junge gewesen, hatte er zusehen müssen, wie sein Vater und sein älterer Bruder Werner von einem Sturmbannführer der Waffen-SS erschossen worden waren. Seine Mutter hatte dem SS-Mann schließlich verraten, was er wissen wollte – und damit Arturs und ihr Leben gerettet.

»Ich ... äh, bin nicht sicher, ob die Adresse noch stimmt, es ist einige Zeit –«

»Geben Sie mir einfach die Adresse.«